

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 M., für 2 Monate 1,40 M., für 1 Monat 70 Pfg. erkl. Bestelgeld.

Redaktion: Lauhaer Str. 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig. Telefon 2721. Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Pettzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die künftige Nummer frühestens 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftsstunde 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertage geschlossen.

## Allerlei Intimitäten vom Khatzing.

\* Leipzig, 19. März.

Es Allmählig beginnen Eingeweihte, deren Verlässlichkeit niemand bezweifeln kann, über den Khatzing zu plaudern. So hat der sächsische Hauptmann Herr Otto Böffler, früher dem Generalstabe des ostasiatischen Expeditionscorps zugehörig, im verflochtenen Winter vor der Militärischen Gesellschaft zu Berlin einen Vortrag über die Chinaexpedition gehalten, der nunmehr auch im Druck erschienen ist (Mittler u. Sohn, Berlin) und in dem sich so manches interessante Momentbild aus jener Zeit befindet. Den „Oberbefehl“ Waldersee muß selbst der Herr Hauptmann wie folgt charakterisieren:

Im übrigen hatte der Feldmarschall Graf Waldersee über die deutschen Lands- und Seestreitkräfte volle Verfügung. Auch das italienische und das allerding nur wenige hundert Mann umfassende österreichische Expeditionscorps unterstand am Lande ohne Einschränkung seiner Führung. Von den anderen Kontingenten war ihm das französische überhaupt nicht unterstellt; nach der Erklärung der französischen Regierung sollte nur sein Kommandeur in den gemeinsamen Beratungen der Generale den Ansichten des Feldmarschalls Beachtung schenken, die ihnen nach dem Gewicht seiner Persönlichkeit zufallen mußte. Die amerikanische Regierung hatte für ihre in Tschiu befindlichen Streitkräfte dem deutschen Oberbefehl bei allen gemeinsamen militärischen Unternehmungen, an denen sich amerikanische Truppen beteiligen würden, zwar zugestimmt, davon ist aber eine praktische Wirkung nicht eingetreten, weil sich das amerikanische Expeditionscorps, von dem der größte Teil überdies bald nach Manila gezogen wurde, keiner solchen Expedition mehr angeschlossen hat. Das englische, japanische und russische Kontingent waren dem Feldmarschall für die Operationen in der Provinz Tschiu unterstellt. Auch innerhalb dieser örtlichen Einschränkung modifizierte sich aber die Unterordnung aller Voraussetzungen nach sehr beträchtlich, sobald eine beabsichtigte Maßregel sich politisch nicht mit der Auffassung der verschiedenen Mächte über ihr jeweiliges spezielles Interesse deckte.

Also ein wahrhaft reizender Oberbefehl: Die Franzosen, Russen, Amerikaner, Japaner und Amerikaner thaten, was sie wollten, und nur in Summa 2500 Oesterreicher und Italiener gehorchten dem Weltmarschall.

Wie „einträchtig“ die christlichen Brüder in China überhaupt beisammen wohnten, zeigt folgender Stoßsenzer des Herrn Hauptmann:

Was die militärischen Operationen betrifft, so hatten beim Eintreffen des Oberkommandos in Tschiu die Russen das Zurückziehen ihrer Truppen aus Peking begonnen. Dagegen strebte der Feldmarschall nicht bloß eine baldige Verstärkung der deutschen Garnison von Peking an, sondern er beabsichtigte auch, die Hauptkräfte des italienischen Kontingents dort zu verlegen. Die Absicht, stärkere Truppen nach Peking zu verlegen, bestand auch bei General Boyton. Den Chinesen bot sich das Schauspiel, daß russische Truppen auf dem Rückwege von Peking sich mit vorgehenden deutschen, italienischen und französischen Kreuzen.

Hierher gehört auch die Erklärung, die Hauptmann Böffler dafür giebt, daß die am 12. Oktober 1900 nach Paothingsu abgehenden beiden Kolonnen nicht von deutschen Offizieren, sondern von den Generalen Bailoud und Gaselee geführt wurden. Nachdem Herr Böffler erwähnt, daß General v. Bessel momentan nicht abkömmlich war, fährt er fort:

Außerdem darf man es zum mindesten stark bezweifeln, ob das gegenseitige Vertrauen und das allgemeine mit dem speziell deutschen sich genau bedende Interesse gewonnen hätte, wenn die erste große Unternehmung nicht bloß unter der obersten Leitung eines deutschen Oberkommandos, sondern auch ihre Ausführung einem deutschen Führer zu übertragen versucht worden wäre.

Im ganzen war also das Verhältnis zwischen dem „Generalissimus“ und den Verbündeten so, daß diese dem Herrn Marschall für gewöhnlich überhaupt nicht gehorchten und wenn sie es ausnahmsweise doch thaten, so mußte Se. Excellenz eifrig darauf bedacht sein, die Herrschaften bei guter Laune zu erhalten und ihre Eitelkeit ja nicht zu verletzen.

Der Marsch nach Paothingsu hatte wieder einmal bewiesen, daß die Chinesen noch immer ihre alte „Taktik“ befolgten, nämlich bei der Annäherung eines Gegners schleunigst davonzuliegen. Diese Taktik ist aber für den anderen Teil sehr unangenehm, wenn er gerne Vorbeeren und Trophäen einheimen möchte. Es bleiben ihm dann nur zwei Mittel übrig: Entweder überfällt man den anderen unermutet, oder man läuft hinter ihm noch schneller her, als er selbst davonläuft, so daß man ihn zuletzt doch einholt. Beide Mittel brachten die deutschen Truppen mit echt germanischer Gründlichkeit zur Anwendung. Nur ein Beispiel sei herausgegriffen. Am 12. November 1900 brach von Peking eine Kolonne unter dem Befehl des Obersten Graf York von Wartenburg auf, um chinesische Truppen, die einige Tagemärsche nordwestlich von Peking standen, zu vertreiben. Die Chinesen schlugen wieder ihre schon erwähnte Taktik, die im Reihenschießen besteht, ein und liefen schleunigst davon. Graf York griff daher zu Rezept Nr. 2, ließ also seine Truppen so schnell als möglich marschieren, um die fliehenden Chinesen ja noch am Stragen zu erwischen. Herr Böffler erzählt hierüber:

Die fast 75 Kilometer betragende Strecke Hualai-Hüenhuafu, von der namentlich der zweite Teil von Kiming aus über sehr schwierige Gebirgswege führte, sollte in zwei Tagen, am 17. und 18. November, zurückgelegt werden. Trotz des Schneewindes, der Marschkolonne entgegenwehenden heftigen Nordwestwindes, und trotz der beschwerlichen Wege erreichte das Detachement am 17. November bei schon einbrechender Dunkelheit sein Ziel. Die Kavalleriepartie war spät nachmittags dicht westlich Kiming auf die letzten abziehenden Chinesen gestoßen, die das unerwartet weite Vorgehen der Verbündeten jeden-

falls aus ihrer schon bezogenen Unterkunft wieder aufgeschreckt hatte. . . . Leider gelang es, trotz der großen Marschanstrengungen, die alle Teile, gehoben durch die Aussicht auf einen Kampf, in glänzender Weise ertragen haben, nicht, die Hauptkräfte der Chinesen zu fassen. Die von Anfang an in Hüenhuafu gewesenen beträchtlichen Kräfte hatten ihren Abzug bereits im Laufe des 16. November begonnen, und die am 17. in Kiming aufgejagten Chinesen, von denen Teile erst in der Nacht Hüenhuafu erreicht hatten, waren nach kurzer Rast wieder aufgedröhen und schon in ziemlich Auflösung weitergezogen.

Ein richtiger deutscher Christ muß doch bei dem Gedanken, daß hier etliche Hundert, ja vielleicht Tausende Chinesen durch ihre Schnelligkeit dem deutschen Nachgeschwärt entgingen, blutige Thränen weinen. Wären sie nicht entkommen, so gäbe es jetzt in China einige Hundert trauernde Witwen, Mütter und Waisen mehr.

Aber Herrn v. Waldersee genügte „die Unternehmungen“ keinen Stills nicht. Er beabsichtigte auch eine große Expedition, die er persönlich kommandieren wollte. Als Ziel war Thaihuafu in der Provinz Schansi bestimmt, das Hauptquartier des Weltmarschalls sollte Chönting sein. Alles wurde bis ins Detail vorbereitet, der Vormarsch genau ausgeklügelt sowohl für den Fall, daß die übrigen Kontingente sich an dem Zug beteiligen sollten, als auch für den anderen, daß sie zu Hause blieben. Aber alle die schöne Arbeit war umsonst; die Expedition kam nicht zur Ausführung, was ein guter deutscher Christ ebenfalls mit blutigen Thränen beträufeln wird. Herr Böffler erzählt zwar, daß der Einfall in Schansi nur deswegen nicht erfolgte, weil der chinesische Hof alle Bedingungen erfüllte. Demgegenüber müssen wir aber daran erinnern, daß nach auswärtsigen Preshnachrichten die anderen Mächte gegen einen Vorstoß nach Schansi energisch protestierten, weil er den Hof nur noch tiefer und unerreichbarer ins Innere Chinas hinein-jagen mußte.

Zum Schluß sei noch eine besonders interessante Stelle aus dem Vortrage des Herrn Hauptmann erwähnt. Seite 63 ist zu lesen:

Der Feldmarschall erließ außerdem auf Grund einer telegraphischen Befehls von Seiner Majestät dem deutschen Kaiser aus Berlin am 12. April dem Kommandeur der 2. Infanteriebrigade, Generalmajor v. Ketteler, mit Benachrichtigung des Corpskommandos den Befehl, unter Befehlhaltung des Eskadronschöpfung-Passes, die bei Suolu stehenden Chinesen bis über die große Mauer zurückzuwerfen.

Somit ist bewiesen, daß der Kaiser in die Kriegführung in China von Berlin aus direkt eingriff.

Ein System, das im Ernstfalle — denn als „Ernstfall“ kann der chinesische Opperrenkrieg doch nicht gelten! — recht bedenkliche Folgen haben könnte. . . .

## Seuilleton.

Nachdem verboten.

### Ehepaar Orlov.

Von Maxim Gorki.

Uebersetzt von Michael Feofanoff.

„Wohin denn?“ fragte Grischka nachdrucksvoll.  
„Das ist meine Sache.“  
„Wo—hin?“ und seine Augen flammten unheimlich auf.  
„Schrei nicht — ich fürchte mich nicht.“  
„Sagt Dir etwa einen ausgesucht? Sprich!“  
„Laß los!“  
„Wohin?“ brüllte Grischka.  
Er hatte ihr das Tuch vom Kopfe gerissen und hielt sie schon bei den Haaren. Die Schläge erbotsten sie, die Haut aber bereitete ihr einen großen Genuß, indem sie ihre ganze Seele erreichte und anstatt mit zwei Worten seine Eifersucht zu löschen, reizte sie ihn noch mehr, indem sie ihm sonderbar vielsagend ins Gesicht lächelte. Er tobte und schlug sie, schlug erbarmungslos.  
Und nachts, wenn sie ganz zerschlagen und zerdrückt schliefend neben ihm auf dem Bette lag, sah er sie von der Seite an und seufzte schwer. Ihm war es schlecht zu Mute, das Gewissen quälte ihn, er begriff, daß seine Eifersucht keinen Grund hatte und daß er sie unnütz erschlagen.  
„Nun — genug . . .“ sagte er bestürzt. „Bin ich etwa schuld, daß ich so geartet bin? Ja, und Du bist auch gut . . . Anstatt mich zu beschwichtigen — reizt Du mich noch. Wozu das?“

Sie schwieg, aber sie mußte wozu, mußte, daß jetzt sie, die Zerschlagene und Gebränkte, seine Liebeskosen erwarten durfte, leidenschaftliche und zarte Liebeskosen der Veröhnung. Dafür war sie bereit, jeden Tag mit dem Schmerz in den zerschlagenen Gliedern zu zahlen. Und sie meinte schon vor lauter Freude der Erwartung, bevor der Mann sie noch anrührte.

„Nun, sei ruhig, Motrja! Nur, mein Täubchen?? Beruhige Dich, verzeh mir schon!“ Er streichelte ihre Haare, küßte sie und knirschte mit den Zähnen voll Bitterkeit, die sein ganzes Wesen erfüllte.

Ihre Fenster waren offen, aber den Himmel verdeckte die hohe Wand des Nachbarhauses und in ihrem Zimmer war es immer dunkel und schwül und eng.

„Ach, das Leben! Du prachtwolles Jammerthal!“ flüsterte Grischka, da er nicht im stande war, das auszusprechen, was er mit Schmerz empfand.

„Das kommt von dem Lohse, Motrja! Was sind wir? Als ob wir vor dem Tode in der Erde begraben wären . . .“

„Ziehen wir in eine andere Wohnung,“ sagte Matrjena, seine Worte buchstäblich deutend.

„Ach—! Daran liegt's nicht! Schätzchen! Ziehe meinetwegen auf den Boden, wirft immer im Loch sein . . . das Leben ist ein Loch!“

Matrjena dachte nach und jagte wieder: „Gott wird geben — vielleicht geht es uns besser . . . werden uns gewöhnen.“

„Ja, besser wird es gehen . . . Du sagst das oft. Aber es geht uns nicht besser, Motrja. . . Die Schlägereien können immer öfter, verstehst Du?“

Das war zweifellos wahr. Die Zeiträume zwischen ihren Schlägereien wurden immer kürzer und siehe da,

endlich wurde Grischka an jedem Sonnabend von früh morgens an, feindlich gegen seine Frau gestimmt.

„Heute abend mach ich Feierabend und gehe in die Schänke zu dem Kahlköpfigen . . . Betrinke mich . . .“ teilte er ihr mit.

Matrjena schwieg mit sonderbar zusammengekniffenen Augen.

„Du schwiegst? Ja, schwieg Du nur, es wird besser für Dich sein,“ warnte er sie.

Im Laufe des Tages erinnerte er sie mehrmals mit einer Bosheit, die mit dem Nahen des Abends stetig wuchs, an seine Absicht, sich zu betrinken, er fühlte, daß es sie schmerzte, das zu hören und wenn er sah, wie sie nachdenklich schweigend mit einem festen Glanze in den Augen kampfbereit im Zimmer herumging, wurde er noch wütender.

Am Abend künzte der Herold ihres Unglücks, Senjka Gischka, die „Schlacht“ an.

Nachdem er die Frau geprügelt hatte, verschwand Grischka zuweilen die ganze Nacht, zuweilen kehrte er auch am Sonntage nicht zurück. Sie, ganz zerschlagen, empfing ihn streng und schweigend, aber im Herzen voll Mitleid mit ihm, dem zerlumpten, oft auch zerschlagenen, schmutzigen Kerl mit den blutunterlaufenen Augen.

Sie wußte, daß er sich erholen mußte und sie hatte schon eine halbe Flasche Brantwein vorbereitet. Er wußte das auch.

„Gieb mir ein Gläschen . . .“ bat er heiser, krank zwei, drei aus und setzte sich an die Arbeit . . .

Der Tag verging ihm unter Gewissensbissen, die er oft gar nicht vertrug, dann warf er die Arbeit weg und schnappte greulich, ließ dabei im Zimmer, wälzte sich auf dem Bette. Motrja ließ ihm Zeit, auszutoben und dann versöhnten sie sich.